



Ulrich Woelk

Joana Mandelbrot und ich

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ulrich Woelk
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Liebespaare (13092)
Die letzte Vorstellung (13253)
Rückspiel (13559)
Amerikanische Reise (13648)
Einstein on the lake (24427)
Schrödingers Schlafzimmer (24561)

Der Autor dankt der Stiftung Preußische Seehandlung
für die Förderung der Arbeit am vorliegenden Text.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe
September 2008
© 2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen
Umschlagfoto: Bettina Keller
Gesetzt aus der Janson 10,75/14,5
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24664-4

Und ich sah ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte zehn Hörner und sieben Häupter und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern lästerliche Namen ... und seine Zahl ist sechshundertsechszig.

OFFENBARUNG DES JOHANNES

In vielen Fällen geht der Zufall über das gewünschte Ziel hinaus. Mit anderen Worten, die Kraft des Zufalls wird gemeinhin unterschätzt.

BENOÎT MANDELBROT

Die fraktale Geometrie der Natur

1

Alles, was mit uns geschieht, ist eine Mischung aus Zufall und Notwendigkeit; aber nur auf den Zufall ist Verlaß.

Es war ja Cora gewesen, die behauptet hatte, unsere Verlage würden sich um ein verständliches Buch über Mathematik reißen. Darauf hatte ich mich verlassen – aber was waren fünftausend Euro? Und so schwieg ich eine Weile an meinem Ende der Telefonleitung, als wäre es möglich, ein Argument hervorzuzaubern, das ihr bewies, daß sie sich irrte. Aber das war unwahrscheinlich beziehungsweise ausgeschlossen, denn Cora war meine Agentin. Bis vor kurzem hatte ich von der Buchbranche – von Verlagen, Agenten, Tantiemen und Provisionen – noch kaum etwas gewußt. Die Verhältnisse dort kamen mir kompliziert vor. Die Aufgabenteilung zwischen Cora und mir war allerdings simpel: Ich schrieb ein Buch, und sie verkaufte es. Es war ein einfaches und, wie mir zunächst schien, nützliches Arrangement. Um so mehr war ich enttäuscht. »Fünftausend sind praktisch nichts«, sagte ich.

Ich versenkte meinen Blick in die trübe Wolkendecke über unserer Stadt. Während Cora auf mich einredete, versuchte ich, meine innere Haltung zu unserem Gespräch ins Gleichgewicht zu bringen. Ich sprach ungern

über Geld. Geld machte aus Zahlen etwas Dehnbares, es raubte ihnen ihre reine, mathematische Natur. In finanziellen Angelegenheiten verhielt ich mich zumeist so, als seien mir die Dinge nicht besonders wichtig, und gab mir durch eine bestimmte, zur Schau gestellte Gleichgültigkeit den Anschein von Souveränität. Das gelang mir meistens, weil man von mir als Mathematiker beim Umgang mit Zahlen Nüchternheit erwartete. Aber Cora konnte ich nicht täuschen. Es wäre sinnlos gewesen, ihr etwas vormachen zu wollen, und ich sagte: »Du weißt, daß mir Liv im Nacken sitzt. Sie quält mich mit ihren Unterhaltsforderungen.«

Liv war meine Frau – noch. Wir hatten schlimme Zeiten hinter uns und lebten seit mehr als einem Jahr getrennt. Ihr Anwalt und mein eigener, den ich aber für eine Niete hielt, verhandelten über Unterhaltszahlungen, die mir viel zu hoch vorkamen. Aber ich kannte die Gesetze ja nicht. Und außerdem fühlte ich mich gegenüber Polly, meiner Tochter, schuldig. Ich wollte nicht, daß sie unter der mangelnden Ehetauglichkeit ihrer Eltern leiden mußte. Das waren keine guten Voraussetzungen für eine unachgiebige Haltung meinerseits. Mein Anwalt behauptete zudem, Livs Forderungen seien rechtens. Meinen Einwand, es gebe doch zu jedem Gesetz ein Gegengesetz, ließ er nicht gelten. Ich stand auf verlorenem Posten – und das wußte Cora.

Als ich aus unserer gemeinsamen Wohnung auszog, stand Polly kurz vor der Einschulung – eine teure Angelegenheit, weil Liv es kategorisch ablehnte, sie auf eine gewöhnliche Schule zu schicken. Sie traute unseren staatlichen Schulen nichts zu. Seitdem trafen wir uns gelegent-

lich in einem Café, um notwendige Dinge zu besprechen. Schon bald behauptete Liv mit der ihr eigenen Entschiedenheit, Polly habe eine Rechenschwäche – eine Dyskalkulie. Mir war bewußt, daß sie das in erster Linie sagte, um mich zu treffen. Sie wollte mir auf diese Weise zu verstehen geben, daß sie bei Pollys Empfängnis meine Gene aus dem Feld geschlagen hatte. Und offenbar machte es ihr nichts aus, daß der mathematische Wert ihrer eigenen Gene dabei in Mißkredit geriet.

Die Liebe ist wie der Zufall: Wir können uns darauf verlassen, daß sie uns geschenkt wird, ebenso wie wir uns darauf verlassen können, daß sie uns wieder genommen werden wird. Jedesmal wenn Liv mir gegenüber saß, fiel mir auf, wie schön sie immer noch war, und es schmerzte mich, daß wir uns nicht mehr liebten. Ich erinnerte mich daran, wie entflammt ich einst für ihr stolzes Gesicht gewesen war und für den selbstsicheren Blick aus ihren schmalen himmelblauen Augen. Sie war mir in den praktischen Belangen des Lebens von Anfang an überlegen, doch daran hatte ich mich nie gestört – im Gegenteil. So war ich: Etwas in mir ließ mich mein Schicksal in die Hände von Frauen legen. Etwas in mir folgte ihnen bedingungslos – und auch das wußte Cora.

In den Hörer hinein sagte ich zu ihr: »Fünftausend! – Das heißt, man rechnet mit einer Auflage von zweitausend Stück. Das ist verflucht wenig.«

»Was erwartest du?« sagte sie. »Es geht um Mathematik.«

Ich widersprach ihr, auch wenn ich nicht erwarten konnte, daß sie mehr sah als die Oberfläche. »Cora, ich schreibe über die Macht des Zufalls und die Geometrie

der *wirklichen* Dinge: der Wolken, der Staubflocken, der Schmetterlingsflügel. Ich werde auch über Kunstwerke schreiben. Nur für die, die es nicht verstehen, ist es Mathematik. Für mich ist es Kunst!«

Ich hörte sie am anderen Ende der Leitung seufzen. Sie hielt uns Wissenschaftler für die letzten Romantiker dieser Welt.

»Aber es sind Gleichungen!« sagte sie. »Und das ist nicht gerade das, worauf die Leute sich stürzen. Wenn du mich fragst, akzeptierst du die fünftausend. Warum kommst du nicht her und unterschreibst? Der Vertrag liegt bei mir auf dem Tisch.«

Sie bearbeitete mich so lange, bis ich schließlich einlenkte. Ich verließ mein Büro an der Straße des 17. Juni und machte mich auf den Weg. Eigentlich hatte ich eine Verabredung mit Fruidhoffs, meinem Doktoranden, aber er hatte mich morgens angerufen und unsere Besprechung erkältet abgesagt. Er erforschte ein Phänomen, das Cantor-Staub hieß. Nach Georg Cantor, einem der größten Mathematiker aller Zeiten, liegt zwischen zwei Punkten immer eine unvermeidliche Lücke. Fruidhoffs erkältungsbedingtes Ausbleiben war sozusagen eine Art Cantor-Staub-Ereignis – ein Zerstäuben seiner Zeit. Wie lückenhaft war überhaupt alles, wie sehr Staub! Das zu wissen war ein Ergebnis meiner Arbeit. Wie konnte Cora behaupten, *das* sei abstrakt?

Ich überquerte die Kantstraße und rief mir noch einmal den Moment in Erinnerung, als sie mir zum ersten Mal gegenüber getreten war. Wir kannten uns seit etwas mehr als einem Jahr. Der fünfzigste Todestag Albert Einsteins und das hundertjährige Jubiläum seiner Relativitätstheo-

rie hatten im vergangenen Jahr ein kurzzeitiges öffentliches Interesse an den Naturwissenschaften geweckt, das zwar bald wieder einschlief, unserer Stadt aber ein paar zusätzliche Veranstaltungen bescherte. Zum Beispiel wurde ich eingeladen, einen Vortrag im Rahmen einer sogenannten langen Einstein-Nacht zu halten. Dort wurden unter anderem Einsteins Liebesbriefe von zwei berühmten Schauspielern vorgelesen, und diese Veranstaltung war sehr gut besucht. Zu meinem Vortrag dagegen kam kaum jemand.

Cora war an diesem Abend sehr elegant gekleidet. Mit Einsteins Liebesbriefen ließ sich kein Geschäft mehr machen, aber vielleicht – so sagte sie sich – war ja mit einer Theorie des Zufalls (oder der *wirklichen* Dinge, wie ich sagte) Geld zu verdienen. Sie zog aus ihrer schwarzen Seidentasche ein silbernes Zigarettenetui hervor. Es schmeichelte mir, daß sie mich nach meinem Vortrag angesprochen hatte. Ich selbst wäre niemals auf die Idee gekommen, ein populärwissenschaftliches Buch zu schreiben. Ich warnte sie sogar und sagte, daß Mathematik – dies belege jede Zeitungslektüre – den meisten Menschen fremder sei als sexuelle Gewalt oder Kannibalismus.

Cora blies ein wenig Rauch in die laue Einstein-Nacht. Genaugenommen stimmte sie mich nicht mit Argumenten um, sondern mit der Aussicht auf Geld. Sie behauptete, das Buch würde mir aus den Händen gerissen, und versprach mir eine hohe Garantiesumme. Ich dachte über meine Lage nach: Meine Wohnung war viel zu teuer, Livs Unterhaltsforderung absolut unbezahlbar, und ich ging einmal pro Woche zu Joana. – Vielleicht wäre ich ein Jahr zuvor weniger verführbar gewesen, aber als Cora mir ge-

genüberstand und mit ihrer glitzernden Stöckelsandale, die so spitz war wie ein Tortenstück, die Zigarettenglut ausquetschte, drehte sich mein Leben in der Hauptsache um diesen einen Punkt: Ich brauchte Geld.

Und nun waren von der Summe, die sie mir an diesem Abend in Aussicht gestellt hatte, also nur fünftausend übriggeblieben. Nach einer halben Stunde erreichte ich Grotgen & Partner, ihre Medienagentur. Beim Ton des Summers stieß ich die Tür auf und betrat das gediegene, großzügige Treppenhaus. Verglichen mit meinem Universitätsbüro hielt Cora in palastartigen Räumen hof. Die mythologischen und allegorischen Stuckmotive an der Decke ihres Empfangszimmers waren von kunstvollem feinem Rankenwerk umgeben. Die dunklen Glasschreibtische standen wie große Festtafeln auf dem Eichenparkett. Mein Büro hatte etwa die Größe ihrer Garderobe. Coras Hospitantin nahm mir meine Jacke ab, und ich betrachtete ihr junges Gesicht, das so makellos war wie der Stuck hier in diesen perfekt renovierten Räumen. Ihre Augenbrauen waren zu einem weichen Bogen gezupft, ohne jede Büschelung oder Verdickung. Sie bot mir eine Tasse Kaffee an. Mit ihr war es wie mit allem in diesem Reich: Man würde niemals wagen, etwas anzufassen.

Während ich Kaffee trank, hörte ich Cora in ihrem Zimmer telefonieren. Die bernsteinfarbenen Strukturglaseinsätze in der Tür ließen ihre Gestalt dahinter flirren wie eine Fata Morgana. Das kam der Natur unserer Beziehung sehr nah. Sie ließ mich nicht länger warten als nötig. Natürlich konnte sie bei einem Vertrag über fünftausend Euro nicht gleich alles stehen- und liegenlassen. Ich bil-

dete mir dennoch ein, daß mein Buch ihr etwas bedeutete. Aber es wäre von ihrer Seite aus unprofessionell gewesen, mich das spüren zu lassen. Immer wenn ich sie sah, kam mir mein Leben weltfremd und unwichtig vor. Schließlich rauschte sie ins Zimmer.

»Paul!« rief sie strahlend aus und legte den Vertrag, den zu unterschreiben ich gekommen war, auf den Tisch. Der Verlag, der sich für mein Buch interessierte, wollte seine Sachbuchsparte um einen naturwissenschaftlichen Zweig erweitern. Hintergrund waren die OECD-Studien, die seit ein paar Jahren veröffentlicht wurden und unserem Land beschämende Bildungsdefizite bescheinigten. Die Verlage hofften, den offenbar über Jahre des Nichtstuns angehäuften Bildungsbedarf publizistisch befriedigen zu können.

Aber was war Bildung? Zur Illustration des Cantor-Staubs hatte ich im vergangenen Sommersemester gegenüber meinen Studenten auf den Mythos von Sisyphos hingewiesen: Auch der Cantor-Staub sei niemals fertig. Der Teilungs- und Lückenbildungsprozeß sei ein unendlicher und die angestrebte vollständige Pulverisierung des Zahlenraums ein fernes und letztlich unerreichbares Ziel. Genaugenommen stehe man nach jedem Schritt wieder dort, wo man begonnen habe. Und dieses ewige Ineinander-schachteln des Gleichen heiße in unserer Wissenschaft Selbstähnlichkeit. Doch die meisten Studenten erwähnten in ihren Vorlesungsprotokollen die mythologische Referenz überhaupt nicht. Und andere, die darauf eingingen, taten das in etwa folgender Weise: »Wie schon Sisyphos, der eine schwere Kugel tragen mußte, ist auch der Cantor-Staub eher mythologisch.« Und in einem Protokoll

hieß es: »Zur Demonstration des Cantor-Staubes wurde auf Sissi Voß verwiesen.«

War unsere Jugend ungebildet? Oder dumm? Ich glaubte das nicht. Es war, wie es immer gewesen war: Ich hatte sehr gute Studenten, wenn auch wenige. Aber die Verlage konnten gut damit leben, daß wir annahmen, wir seien zu einem Volk von Ungebildeten geworden. Aus jedem Problem ließ sich ein Buch machen. Cora hatte den Trend schon früh erkannt, und eine Herde von Sachbuchautoren um sich geschart, von der ich ein Teil war, wenn auch kein sehr gewinnbringender, wie sich jetzt also herausgestellt hatte. Selbst die Fünftausend, um die es ging, würde ich nicht sofort ausbezahlt bekommen. Nach Vertragsunterzeichnung stand mir nur eine Hälfte zu – die andere würde ich bei Erscheinen des Buches erhalten. Das kam mir vor wie die Aufteilung einer Beute, die gar kein Verbrechen lohnte.

Als ich unterschrieben hatte, ging es mir dennoch etwas besser. Ich würde zwar nicht reich werden, aber der Vertrag war immerhin eine Anerkennung meiner Arbeit. Cora entließ mich in aufgeräumter Stimmung, aus der die anfängliche Emphase allerdings gewichen war. Und so empfand ich, als wir uns die Hand gaben, bereits die Leere der vor mir liegenden Stunden. Es war Freitag, und wie jeden Freitag würde ich abends zu Joana gehen. Normalerweise blieb ich bis sieben oder acht im Institut und zog dann los. Aber heute, nachdem ich den Vertrag unterschrieben hatte, würde es mir schwerfallen, meine Aufmerksamkeit auf meine Arbeit zu lenken. Es war, als hätte der Arbeitstag mit der Vertragsunterzeichnung seinen Abschluß gefunden, und alles was mir heute noch blieb,

war, darauf zu warten, daß es Abend werden und ich in Joanas Arme sinken würde.

Aber es sollte anders kommen. Denn als ich auf die Straße trat und die Haustür hinter mir ins Schloß fiel, erkannte ich auf dem Bürgersteig schon nach wenigen Schritten Nico E. Arp, einen der führenden Feuilletonisten unserer Stadt, der mir mit freudig-überrascht angehobenen Augenbrauen entgegenkam.

Daß wir einander kannten, verdankten wir – salopp gesagt – dem Zipfschen Gesetz. Man kann Sprache mit statistischen Mitteln untersuchen, und darüber hatte ich vor ein paar Jahren in einem mathematischen Fachorgan publiziert. Auf diese Arbeit wurde durch Zufall ein Neurologe aufmerksam, der das Sprachzentrum des Gehirns computertomographisch erforschte. Er rief mich an, und wir gingen essen. Seine vielfarbigen Schädelbilder, die sehr beeindruckend waren, tauchten irgendwann im *Spiegel* auf, in einem Artikel unter der Überschrift »Chaos im Kopf«, in dem auch ich erwähnt und als linguistischer Mathematiker bezeichnet wurde. Es gibt keine linguistischen Mathematiker, aber die Veranstalter eines linguistischen Kongresses luden mich daraufhin ein, über das Zipfsche Gesetz zu sprechen. Zu den Kongreßteilnehmern wiederum gehörte auch Nico E. Arp, dessen Autorität als Literaturkritiker ihn stets im Mittelpunkt lebhafter Diskussionsgrüppchen stehen ließ.

Er bemühte sich aufrichtig, meine Ansichten interessant zu finden, aber er nahm sie natürlich nicht ernst. Er trug seine hellblonden Haare pomadig zurückgekämmt und produzierte beim Reden viele kleine Gesten. Das »Ideologieprogramm der Mathematik« schüttelte er

gleichsam aus den Fingerspitzen. Ich war ihm nicht gewachsen. Ich hatte die Sprache statistisch analysiert, konnte mich ihrer aber nicht mit Raffinesse bedienen. Nico E. Arp betrachtete mich mehr oder weniger als Exoten, und als solchen schien er mich sogar zu mögen. Er war einer der vortrefflichsten Autoren seiner Zeitung, und ich beneidete ihn um seine stilistische Mühelosigkeit. Mit seinen sprachlichen Fähigkeiten wäre mir die Arbeit an meinem Buch über die Macht des Zufalls und die Geometrie der wirklichen Dinge nicht so schwergefallen.

»So ein Zufall!!« rief er aus, als er noch ein paar Schritte von mir entfernt war, und streckte mir die Hand entgegen. »Schön, Sie zu sehen. Was führt denn Sie – einen Mann der Zahlen – zu einer literarischen Agentur? Reizt es Sie etwa, ihre linguistischen Analysen einmal zur praktischen Anwendung zu bringen?«

Ich zögerte einen Moment mit meiner Antwort, doch da ich nicht sah, warum ich ihm meine Buchpläne hätte verschweigen sollen, sagte ich: »Ich arbeite an einem populärwissenschaftlichen Buch über Mathematik. Über den Einfluß des Zufalls bei der Bildung von Strukturen und Formen. Vielleicht haben Sie schon einmal etwas von Benoît Mandelbrot gehört. Er ist einer der großen Forscher unserer Zeit, ein Wissenschaftler vom Rang Einsteins oder Schrödingers. Er hat eine ganz neue Form der Geometrie geschaffen. Eine Geometrie der wirklichen Dinge, der Pflanzen, Flüsse und Landschaften. Und sogar eine Geometrie der Kunst. Ich werde in meinem Buch eine Reihe von großen Gemälden analysieren, Werke von Leonardo da Vinci oder Jackson Pollock. Erinnern Sie sich noch an das Zipfsche Gesetz? Selbst die Literatur kann

sich der Herrschaft der Mathematik nicht ganz und gar entziehen. Im Maschinenraum eines jeden Romans rattern sozusagen immer auch ein paar Gleichungen.«

Seine Augen verengten sich konspirativ, und er begann spitzfindig zu lächeln. »Sie sind aber nicht zufällig Leon Zern?«

Ich war verdutzt, und mir fehlten die Worte. Ich kann nicht besonders gut lügen, aber ich fürchte, ich kann auch nicht besonders gut die Wahrheit sagen. Leon Zern, der geheimnisvolle Bestsellerautor! Ich wußte einfach nicht, was ich darauf erwidern sollte. Es gab von Leon Zern weder ein Foto noch biographische Informationen. Niemand wußte, wer Leon Zern war, aber viele hätten es gerne gewußt, weil er in unserer Stadt seit ein paar Monaten mit einem Serienmord-Krimi für Furore sorgte. Das Buch hieß ›Abgezählt‹, und irgendwann sprachen alle darüber. Und weil alle darüber sprachen, mußte es schließlich jeder lesen. Ich hatte es auch gelesen. Und natürlich trug die Tatsache, daß niemand wußte, wer Leon Zern war, zum Erfolg des Buches erheblich bei.

Allen Mordopfern in ›Abgezählt‹ – sie waren ausschließlich weiblich – wurde die Zahl 666 mit ihrem eigenen Blut auf den Körper geschrieben, und das in widerlichster Weise, indem Brüste und Bauchnabel von den Bäuchen der Sechsen eingekreist wurden. Als Leser von ›Abgezählt‹ erfuhren wir, daß Zahlenmystikern die 666 aufgrund eines mysteriösen Verses in der biblischen Apokalypse als Zahl des Teufels gilt. Außerdem gab es ein bestimmtes Berechnungsverfahren, die sogenannte Gematrie, mit dem sich die satanische Natur von 666 angeblich belegen ließ. Es war ein lächerliches Verfahren, aber man

konnte damit doch verblüffende Resultate erzielen – das mußte ich einräumen. Ausgangspunkt aller Gematrie war es, die Buchstaben des Alphabets durchzunumerieren. Begann man beispielsweise mit 100 für A, 101 für B, 102 für C und so weiter, dann war die Buchstabensumme des Namens Hitler 666.

Die Tatsache, daß niemand wußte, wer Leon Zern war, bot verständlicherweise Anlaß für jede Menge Spekulationen, so daß in unserer Stadt die Gerüchteküche kurzzeitig mächtig brodelte. Die meisten vermuteten, daß es sich bei Leon Zern um eine Person im Rampenlicht der Öffentlichkeit handelte, die aber nicht als Schöpfer eines krankhaften Serienmörders in Erscheinung treten wollte, ein Minister vielleicht, wurde gemunkelt, oder der Präsident einer bedeutsamen Institution. Das war auf jeden Fall logisch, aber es gab auch andere, die der Meinung waren, die Sache sei nur ein Trick, um den literarischen Ruhm des Autors und die Verkaufszahlen seines Werks in die Höhe zu treiben. Offenbar gab es ein paar vergleichbare Fälle sowohl in der Literaturgeschichte als auch in der Gegenwart. Doch auch dem wurde widersprochen, denn, so hieß es, bei ›Abgezählt‹ handele es sich keineswegs um Literatur, sondern vielmehr um Schund, um einen niveaulosen Schmöcker für die Massen.

Und natürlich gab es auch die, die genau das taten, was ›Abgezählt‹ geradezu herauszufordern schien: Sie suchten nach geheimen Botschaften zwischen den Zeilen des Romans, nach kabbalistischen Fingerzeigen und verschlüsselten Prophezeiungen. Beispielsweise wurde entdeckt, daß der Vorname des Verfassers (beziehungsweise der erste Teil seines Pseudonyms), Leon also, in einem begin-

nend mit 156 durchnumerierten Alphabet sich ebenfalls zu 666 summierte. 156 wiederum war durch das Hinzufügen einfachster mathematischer Symbole schnell in folgende Rechnung zu überführen: $(1+5) \times 6 = 36$ – ein weiterer Hinweis auf den Satan, denn die Summe aller Zahlen von 1 bis 36 ergab 666. Und da sich für Zern ganz ähnliche Beziehungen mit ebensolchen Resultaten finden ließen, schien festzustehen, daß ›Abgezählt‹ weitaus mehr war, als nur ein Stück Kriminalliteratur, das mit den Motiven eines bestimmten Genres spielte. ›Abgezählt‹ wurde für manche (und vermutlich für mehr, als bereit waren, es zuzugeben) zu einem Menetekel für unsere Stadt, zu einem Zeichen, das jede Menge Auguren auf den Plan rief.

Und nun stand also Nico E. Arp vor mir und lächelte, als seien wir die Mitglieder eines Geheimbundes. Ich – Leon Zern! Was soll ich sagen: Ich fühlte mich geschmeichelt. Und das, obwohl ich Legionen von Beispielen dafür aus dem Ärmel hätte schütteln können, daß alle Zahlenspiele in und um ›Abgezählt‹ vollkommen beliebig waren. Mit etwas numerischer Phantasie ließ sich die Zahl 666 nämlich überall finden. Beispielsweise summierte sich in einer Zählung des Alphabets, die mit 102 statt mit 100 begann, ›Berlin‹ zu 666, so daß man Hitler und Berlin gewissermaßen als gematrisch nah benachbart betrachten durfte. Doch damit nicht genug. Fruidhoffs, mein Doktorand, schrieb ein Programm zur gematrischen Analyse beliebiger Wörter. Und damit fand er schnell heraus, daß sich im Berliner 102er-Alphabet auch ›M. Kampf‹ zu 666 addierte.

Zahlen. So sind sie. Sie dienen uns, ganz gleich, ob es

um die Erschaffung von Sinn oder von Unsinn geht. Was sollte ich also sagen? Wie sollte ich mich geben? Empört? Belustigt? Und wie so oft, wenn es darum ging, einfach nur die Wahrheit zu sagen, machte ich alles falsch. Denn ich hob abwehrend die Hände und sagte: »Wie kommen Sie denn darauf?«

Da hätte ich auch gleich ja sagen können. Meine inhaltsleere Gegenfrage konnte Nico E. Arp jedenfalls nur vermuten lassen, daß er richtig geraten hatte. Er lächelte vielsagend und entgegnete: »Nun, Sie sind Mathematiker.«

Jetzt reagierte ich unwirsch (und verfiel mich damit wohl noch tiefer im Netz seiner Mutmaßungen): »Alles, was in ›Abgezählt‹ präsentiert wird, sind mystische Zahlenspielerereien, und die haben mit Mathematik nichts zu tun! Sie können die gesamte Wirklichkeit aus dem Stoff der Zahlen formen: Bäume, Wolken, Stadtpläne, Scheidungsraten – suchen Sie sich aus, was immer Sie wollen, und ich verrate Ihnen die Formel dahinter. Sobald mein Buch fertig ist, lasse ich Ihnen ein Exemplar zukommen. Sie werden sehen, wozu es mir geht, ist schon fast keine Mathematik mehr, sondern eine Kunstform. Wenn Sie Geometrie hören, denken Sie vermutlich an Dreiecke, Kreise oder Ellipsen. Aber die Objekte, mit denen ich mich befaße, heißen Staub oder Schwamm, Teppich oder Drachen, Baldachin oder Landschaft! Alles ist Mathematik, aber die Mathematik ist ein Kunstwerk voller Schönheit. Eine geheimnisvolle große tiefgründige Wirklichkeit.«

Schließlich verabschiedeten wir uns voneinander, und ich kehrte ins Institut zurück. Wie jeden Tag aß ich in der